

Der Schwanz des Löwen.

Von A. Ostler Kaufmann.

Im Frühjahr des Jahres 1906 wurden die Beziehungen zwischen dem deutschen Reich und England merklich gespannt. Die englischen Zeitungen schlugen einen noch heftigeren Ton gegen Deutschland an, als in den letzten Jahren. Man fabelte von einer Invasion für Südafrika, und sonst sehr ernsthafte englische Tageszeitungen suchten nachzuweisen, daß es England's Pflicht Englands sei, mit Deutschland wegen der Haltung abzurechnen, welche das letztere Reich während des Südafrikanischen Krieges beobachtet habe. Man wies darauf hin, daß die Stimmung in Deutschland, trotzdem der Südafrikanische Krieg seit länger als drei Jahren schon beendet war, doch immer eine höchst englandfeindliche sei, und daß man nichts schneller als in Deutschland erwarte als die Vollendung der Schiffsbauten, durch welche das Deutsche Reich im Jahre 1915 in den Besitz einer großen, aktionsfähigen Flotte kommen sollte. Englische Pressstimmen führten aus, wie tödlich England sei, noch zehn Jahre zu warten, um sich dann einem gefährlichen Feinde gegenüber zu sehen. Während man jetzt die deutsche Flotte ohne Weiteres über den Haufen rennen könne.

In Deutschland machte sich ein Gefühl des Unbehagens geltend. Man sah es deutlich, daß England das Deutsche Reich produzieren und zu einem Krieg zwingen wollte, der natürlich zur See ausgefochten wurde und dem vorläufig das Deutsche Reich nicht gewachsen war. Allerdings schrieben auch die deutschen Zeitungen, daß ein Krieg mit England doch kein so großes Unglück wäre. Die deutschen Rüstungsverhältnisse machten es einer englischen Flotte, ganz gleich, ob sie vor der Weiser und Öke erschien oder ob sie um Stagen herum und durch den Sund in die Ostsee ging, fast unmöglich, Städte zu beschließen oder Truppen zu landen. Mit diesen Truppen wäre die deutsche Armee überdies sehr bald fertig geworden. Die Furcht, daß England durch eine einfache Blockade unserer Häfen unseren gesamten Handel unterbinden und dadurch auch unsere Industrie vollkommen lähmen könnte, erwies sich als unbegründet; denn die freundschaftlichen Beziehungen, in denen Deutschland zu Italien, Dänemark und Frankreich stand, machten es leicht möglich, von den französischen, niederländischen und italienischen Häfen aus unter fremden Flaggen zu exportieren. Nur die deutsche Seeschiffahrt wurde vollständig fast gestillt.

Es wurden auch in England Stimmen laut, welche vor einem Kriege warnten, weil die große Freundschaft zwischen England, Frankreich und Deutschland eine Gesamttaktion dieser drei Mächte gegen die englische Flotte zu Stande bringen konnte.

Die kriegerischen Stimmen behielten aber in England die Oberhand, und es war vorauszusetzen, daß trotz der reservierten Haltung der deutschen Regierung in wenigen Wochen der Seekrieg mit England ausbrechen mußte.

Am 11. März 1906 meldete sich bei dem Kapitänleutnant Wullenweber, dem persönlichen Wajutanten des Staatssekretärs des Reichsmarineamts, ein junger, intelligent aussehender Mann, der sich mit den Worten vorstellte:

„Dr. Ohm, Physiker! Ich bin ein Entel des bekannten Physikers Ohm, der im Jahre 1854 in München gestorben, und von dem das bekannte Ohm'sche Gesetz gefunden worden ist.“

„Der Name Ihres Herrn Großvaters hat in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang“, entgegnete Kapitänleutnant Wullenweber; „womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich möchte den Herrn Staatssekretär sprechen, und zwar in einer dringenden Angelegenheit.“

„Exzellenz sind augenblicklich sehr mit Arbeiten überhäuft und nicht zu sprechen. Können Sie mir mitteilen, um was es sich handelt?“

„Es handelt sich um den Krieg zwischen England und Deutschland.“

Die Marineoffiziere sind nicht nur Soldaten, sondern auch Diplomaten; deshalb bemerkte Kapitänleutnant Wullenweber:

„Uns ist amtlich von einem solchen Kriege nichts bekannt.“

Dr. Ohm lächelte.

„Das weiß ich“, sagte er; „könnten Sie mir eine Unterredung von zehn Minuten gewähren, bei welcher wir nicht gekört werden? Ich möchte Ihnen ein Experiment vormalen. Es müßten aber die Thüren dieses Zimmers in der Zwischentzeit geschlossen werden, damit uns Niemand hören kann.“

Kapitänleutnant Wullenweber warf noch einen prüfenden Blick auf den Dr. Ohm, der den Eindruck eines ganz normalen und inderbündigen Menschen machte, und entgegnete:

„Ich will draußen den Ordonnanzgen sagen, daß wir nicht gekört sein wollen, dann will ich Ihnen die zehn Minuten zur Verfügung stellen.“

Eine halbe Stunde später ging der Kapitänleutnant Wullenweber eifertig durch den Korridor, um seinen Chef aufzusuchen und diesem eine Mitteilung zu machen. Am Abend fand im Reichsmarineamt eine Konferenz des Staatssekretärs, des Chefs des Reichsmarineministeriums und des Chefs des Admiralsstabes statt, an welcher auch Dr. Ohm teilnahm. Am nächsten Morgen, zu auffallend früher Stunde,

begaben sich die drei Exzellenzen mit Dr. Ohm und dem Kapitänleutnant Wullenweber nach der Staffkation der Hoch- und Untergrundbahn in der Trebbiner-Strasse und besaßen den großen Schornstein. Nachmittags fand abermals ein Besuch in der Staffkation statt, und gegen Abend meldeten sich trotz der vorgerückten Stunde die drei Exzellenzen zum Vortrag beim Kaiser.

Zwölf Tage später sagte der englische Staatssekretär des Aeußern im Parlament auf eine Interpellation über die auswärtigen politischen Beziehungen:

„Es gibt allerdings augenblicklich eine Stimmung in England, die sehr zum Kriege neigt, aber es ist schwer, Krieg mit einem Löwen anzufangen, der feig den Schwanz einzieht und flüchtig wird, sobald er nur den Gegner sieht.“

Zubelebte Zurufe wurden im englischen Parlament laut, und mehrere Redner gaben der Ueberzeugung Ausdruck, daß der feige Löwe mit Peitschenhieben geächtigt und für immer zur Ruhe gebracht werden müsse.

Wenige Stunden später verbreitete der Telegraph diese ungeheuerliche Provokation Deutschlands durch die ganze Welt. Als am nächsten Tage Nachmittags um 1 Uhr die Sitzung im Reichstag begann, nahm der Reichskanzler das Wort um ausdrücklich zu erklären, daß der deutsche Löwe noch nie vor dem britischen Löwen zurückgewichen sei und daß der deutsche Löwe niemals vor dem feigen, großmäuligen Löwen den Schwanz einziehe. Sollte er seinen Schwanz gemittelt haben, so geschah dies nur, um ihn zur rechten Zeit zu erheben und damit dem britischen Löwen kräftig niederzuschlagen. Deutschland sei von der ganzen Welt als Friedensstaat anerkannt; wenn es aber nötig sei, ein unerschrockenes Volk, das seit Jahrhunderten sich als den Herrn und Meister in Europa aufspiele, zu züchtigen, werde Deutschland auch vor einem Seekriege nicht zurückstehen.

Die Geschichte mit dem Löwenschwanz stieß in England dem Hof und den Böden aus. Die englische Regierung forderte Genugthuung für die Beleidigung und drohte mit Abberufung des Botschafters in Berlin. Augenblicklich stellte die deutsche Regierung dem englischen Botschafter die Pässe zu und rief den deutschen Botschafter aus London ab.

Der Krieg war unvermeidlich und England rückte in einer noch nicht dagewesenen Weise.

In Deutschland brach eine Begeisterung aus, wie sie seit dem Jahre 1870 nicht zu finden gewesen war. Die Deutschen schienen sich wieder einmal auf sich selbst besonnen zu haben.

Ungegründlich blieb nur die Haltung der deutschen Regierung, welche in verbüllender Unthätigkeit verharrete. Die vorhandenen Kriegsschiffe wurden allerdings in Dienst gestellt, aber in einem Tempo, als habe man nie von einem Seekriege gehört. Die deutsche Regierung schien einen Krieg noch immer für ausgeschlossen zu halten. Der beste Beweis dafür war der Kaiser, mit welchem man auf deutscher Seite den Bau zweier kolossaler Leuchtthürme auf Helgoland und auf der Insel Rügen betrieb.

Am 6. April erhielt man aus England die letzten Kabelnachrichten, dann schnitten die Engländer die Kabel einfach ab, und Nachrichten waren nur noch aus Frankreich über die Vorgänge jenseits des Kanals zu erhalten.

Am 7. April feierten sich zwei riesenhafte englische Geschwader, wie sie seit den Zeiten der spanischen Armada nicht wieder gesehen waren, aus dem Kanal gegen Deutschland in Bewegung. Die eine Flotte Englands nahm die Richtung auf die Elbe-Mündung, die andere ging um Stagen herum, um durch den Sund in die Ostsee einzubringen. Jede dieser Flotten zählte 60 große Schlachtschiffe und Kreuzer alten und neuen Typs, dazu ganze Flotten von Hochsee-Torpedobooten.

Am 9. April gegen 3 Uhr Morgens wurde von Helgoland aus die ankommende englische Flotte gesichtet. Wohl mußten die Engländer, daß Helgoland stark besetzt war; aber mit der Riesenslotte konnte man es schon wagen, die Elbe-Mündung zu forcieren, zumal sich herausstellte, daß die Deutschen nicht einmal die Seezeichen eingezogen hatten. Die Engländer hatten außerdem Lootsen an Bord, die in früherer Zeit in deutschen Diensten gewesen waren, um für den Fall eines Krieges die englische Flotte in die Elbe und Weser hineinführen zu können.

In Form eines riesenhaften Keils, an der Spitze das Schlachtschiff, das den kommandierenden Admiral trug, näherte sich die englische Armada unter vollem Dampf der deutschen Küste.

Am Maß des englischen Admiralschiffes lag das Signal empor; „Alar zum Gefecht!“

Plötzlich begann sich der Lauf der englischen Schlachtschiffe zu verlangsamen, bis die Flotte vollkommen die Bewegungsfreiheit verlor. Es war ziemlich ruhige See, sonst hätte die ein und ihr schwanzenden Schiffe, deren Schrauben bewegungslos waren, sich im Wogengang gegenseitig schwer beschädigt, da man mit kurzen Zwischenräumen fuhr.

Keine Schraube, kein Krabinballen, kein Falschenschuß, kein Blut, keine Rolle und keine Kette bewegte sich auf den englischen Schiffen. Keine Kanone, kein Geschütz, kein Revolver konnte geöffnet und geladen werden. Kein Sädel war aus der Scheide zu ziehen.

Die ganze Flotte war magnetisiert, und die eisernen Schiffe mit den fürchterlichen Metallwaffen waren vollkommen bewegungslos, ebenso die Offiziere und Mannschaften, die sich auf ihnen befanden. Kein Kompaß funktionierte, kein Maschinenteil war in Gang zu bringen, keine Luke, kein Schott ließ sich öffnen, kein Boot konnte angezogen werden.

Eine unbeschreibliche Verwirrung brach auf den englischen Schiffen aus. Nachdem man ungefähr eine Stunde wie in einem Zaubersinn geblieben war, erschienen nordöstlich von Helgoland, in doppelter Reihlinie fahrend, die wenigen deutschen Schlachtschiffe, gefolgt von einer großen Zahl von Hochsee-Torpedobooten. Das deutsche Admiralschiff feuerte rasch hintereinander drei Schiffe quer über das Deck des englischen Admiralschiffes und kam nicht heran, um zu fragen, ob die Flotte kapitulieren wolle; andernfalls würde die gesamte englische Flotte durch Torpedos in die Luft gesprengt werden.

Eine Stunde später zog die noch immer bewegungslose englische Flotte, deren eisernen Schiffe von Hochsee-Torpedobooten geschleppt wurden, in die Elbemündung ein. Die englischen Mannschaften wurden gelandet und in Extrazügen sofort als Gefangene nach dem Binnenlande geschafft. Dann wurden die englischen Kriegsschiffe mit deutschen Matrosen und Offizieren bemannt und dampften, jetzt wieder vollständig aktionsfähig, aus der Elbemündung heraus, gefolgt von den wenigen deutschen Kriegsschiffen, die zur Verfügung standen. Die riesige Flotte fuhr unter deutscher Flagge jetzt nach England und direkt nach der Themsemündung.

Dr. nach der Theorie der Marxonischen Wellenentstehungs-Apparate von Dr. Ohm erfundenen Apparate, die magnetoelektrische Wellen kilometerweit entfesseln, brachten auch am übernächsten Tage, als die zweite englische Flotte durch den Sund in die Ostsee einfuhr, von Rügen aus die englische Armada zum Stillstand und in deutsche Hände. Auch nicht die geringste Nachricht über die Begegnung beider Flotten kam nach England. Dagegen erschien am 14. April die deutsche Flotte, bestehend aus den wenigen deutschen Schlachtschiffen und den fortgenommenen englischen Panzern, in der Themsemündung und fuhr unbehindert bis London, da durch die Ohm'schen Apparate alle die riesigen Küstenbefestigungen wehrlos gemacht waren und nicht eine Kanone abgefeuert werden konnte.

Während vier Stunden später wurde der ehrenvolle Friede zwischen Deutschland und England in London unterzeichnet. Blut war nicht geflossen. Deutschland aber war im Besitz der 120 besten Kriegsschiffe Englands gelangt und erhielt dadurch die Welt Herrschaft auf dem Meere.

Im Jahre 1907 hatten die meisten Staaten schon wieder hölzerne Segelschiffe und das Vorkriegsbestimmte für Kanonen und Geschütze in ihren Marinens. Der Seekrieg nahm wieder uralte Formen an. Die Torpedos waren nicht mehr verwendbar, unterirdische Boote eine Lächerlichkeit. Die alten Seehebeln, Netze, die Ruder, Raulen, die sich vor Entsetzen im Grabe umgerichtet hatten, als sie ihre Nachfolger auf eisernen Kanonen, anstatt auf hölzernen Segelschiffen operieren sahen, blickten sich vor Freude noch einmal herum und lagen nun wieder richtig. Requiescat in pace!

Siegreicher Humor.

„Sie haben Ihrem Neffen nun doch noch auf seinen zweiten Brandbrief Geld geschickt?“

„Denken Sie sich; der verschmigte BrudersStudio hat auf das Couvert geschrieben: Bitte stark zu klingeln — Adressat hört schwer!“

Wenn schon, denn schon.

Er: „Wir müssen sparen, mein Schatz. Könntest Du nicht versuchen, Deine Kleider selbst anzufertigen?“

Sie: „O George, wenn das schon möglich ist, dann fange ich lieber bei Deinen Kleidern an.“

Zweck der Oper.

„Es hat mich geunbert, daß Frau Liarabump gestern Abend nicht in der Oper war.“

„Sie leidet an einer Erkältung und kann nur im Flüsterort sprechen. Drum hatte es für sie natürlich keinen Zweck, in die Oper zu gehen.“

Weiß, was er will.

Charles: „Meine Frau hat eine schreckliche Handchrift. Sehen Sie mal diesen Brief.“

Freund: „Ja, können Sie denn das entziffern?“

Charles: „Natürlich nicht; ich schickte ihr einfach den Check.“

Ein Kenner.

Kinderfrau: „Herr Meister! Sie möchten doch mal so gut sein und den kleinen Franz wiegen.“

Schlichter: „Den brauchen wir ja nicht erst uff de Waage zu legen. Ich lasse der invidigen Frau sagen: er wiegt fünfzehn Pfund mit de Knochen.“

Ein selbstbewahrter Schwermüther.

Fräulein: „Herr Leutnant, ist das nicht wunderbar: wir sind beide an einem und demselben Tage geboren?“

Der stolze Spanier.

Humoreske von E. Fahrenow.

Wer ihn sah, mußte ihn sofort für einen Ausländer halten.

Er hatte das scharfgeschnittene, edle Gesicht eines Indiarberäupflings, bronzebraune Haut, löpfschwarze Haare und schwermüthige, tiefpunktige Augen.

Er war Violinist, ein talentvoller Hochschüler, der jetzt, nach mehrjährigem Studium an der deutschen Musikschule, zurückgehen wollte nach Südamerika, seiner Heimath.

Seine Eltern waren allerdings Deutsche, und er führte den schlichten Namen Futtermann. Aber geboren war er wirklich in der Nähe von Merito, und sein Neuhäuser hatte ihm mit einigem Recht den Namen „der Spanier“ eingetragen.

Kurz vor seiner Abreise geschah es, daß eine Dame, welche er sehr verehrt und die ihn „mütterlich“ geliebt hatte, ihn zum letztenmal zu sich zu Tisch einlud.

Frau Kiemler hieß sie und war eine stattliche und wohlhabende Dame, die sich für Kunst und Künstler innig zu begeistern wußte.

Außer Fernando — zu Hause hatten sie ihn immer Nante genannt — war noch sein Freund Willi Grunau eingeladen, ein etwas ironischer, junger Berliner, der das Leben und die Menschen mit äußerst nichternem Blicken betrachtete und sich niemals ein K für ein U vormachen ließ.

Grunau war Kaufmann und im Begriff, ebenfalls nach Amerika zu gehen, wo er eine Stellung in einem großen Hause in Aussicht hatte.

Frau Kiemler war heute sehr gerührt, so gerührt, daß sie kaum dem guten Essen die gewohnte Andacht entgegenbringen konnte. — Etwas fühlte sie ja die Anwesenheit Richard Grunaus ein bisschen, denn in ihrem romantischen Gemüth hätte sie es sich ganz besonders poetisch und reizend gedacht, an diesem letzten Tage noch einmal so recht traulich mit ihrem jungen Freunde allein zu sitzen und sich einzuspinnen in eine Atmosphäre von Träumerei und jartlichen Bildern — sie fühlte sich dann so glücklich wie ein junges Mädchen, veragß das beginnende Grau ihrer Haare und schwebte auf den Tönen der Violine oder des Klaviers in unbestimmten Sphären.

Richard Grunau seinerseits freute sich auf die Musik nach Tisch wie auf eine gute Zigarre; und wenn er beides haben konnte, die Musik und die Zigarre, so war er erst recht zufriedener und in der Stimmung, selbst lächerliche Seiten seiner Mitmenschen mit Nachsicht zu betrachten.

Deshalb lachte er auch nicht, als tatsächlich Frau Kiemler unter ihrem beliebigen rothen Lampenschirm, in der Ecke unter der Palme Platz nahm. Dort blieb sie, das Haupt an das rothgeleuchtete Kissen zurückgelehnt sitzen, während Fernando spielte.

Fernando spielte heute schöner als je, die Trennung von dem lieben Deutschland lag ihm doch recht schwer in den Gliedern und entlockte seinen Saiten die schmelzenden Töne.

Frau Kiemler schmolz ebenfalls dahin.

Als Grunau gutmüthiger und bisweilen Weise vertieft in eine Reue am Tisch saß, erhob sich die Dame, ging zu Fernando hinüber und neckte eine dicke, goldene Kette los, die sie um das linke Hand gelenk trug.

„Nehmen Sie!“ sagte sie mit erstickter Stimme. „Behalten Sie dies als kleines Andenken an mich, ich bitte Sie!“

Fernando wurde dunkelroth. „Ich bitte — nein!“ sagte er. „Wie kann ich ein so kostbares Geschenk von Ihnen annehmen!“

„Von mir? Aber wenn nicht von mir, Ihrer mütterlichen Freundin, von wem sonst wollen Sie jemals ein Geschenk nehmen? Tragen Sie die Kette als Symbol des festen Bandes, welches unsere Seelen verbindet — und wenn Sie jenseits des Meeres sind, wenn Sie drüben spielen und sehen das goldene Band fliegen, so denken Sie — meiner — in Freundschaft.“

Sie befestigte das Armband um Fernandos links Handgelenk, er blickte sich und preßte verschiedene innige Küsse auf ihre Hand, und sie vergoß verschiedene Tränen — Grunau lächelte verstorben und maliglos.

Drei Monate später fanden aus der großen „argentinischen“ Bräide die beiden Freunde und starrten hinab in das tief, tief unten brausende Wasser.

„Nante!“ sagte Richard Grunau, mach' nicht solch ein trübliches Gesicht. — Die paar Tage bis zum Ersten werden wir schon aushalten. Gehun-aert haben wir ja schließlich noch nicht.

„Aber beinah!“ erwiderte Fernando. „Diese Konzertagenten sind blutgierige Raubthiere, weiter nichts; jetzt ziehen sie mich schon zwei Monate mit ihren Versprechungen herum, und ich habe mein ganzes Geld mit „Warten“ verbraucht.“

„Wir waren eben beide thöricht, mein Lieber. Warum haben wir nicht mit der Ueberfahrt gewartet, bis wir feste Engagements hatten?“ — „Ne, jetzt sind wir ja über den Berg, ich liebe meine Stellung bekommen, und

Du gibst in acht Tagen Dein erstes Konzert. Bis dahin . . .“

„Bis dahin müssen wir darben,“ sagte Fernando düster.

„Darben ist gut, Nante! Dein Frühstück heulte Morgen schien mir noch recht gesundvoll zu sein.“

„Aber ich gab meinen letzten Dollar dafür hin.“

„Ich habe noch, in paar Dollars. Wenn die verbraucht sind, müssen wir zu unserem Freunde an der Ecke gehen und noch ein paar Sachen besorgen. Eine feine Einrichtung, diese Versahämter! Halten immer immer wieder über Wasser, wenn man anfangen will, den Kopf zu verlieren.“

„Eine ausgezeichnete Einrichtung!“ bestätigte Fernando. „Wenn man nun aber nichts mehr hat, was man zu dem Freunde an der Ecke hintragen kann?“

„Ich habe noch, lieber Nante. Erstens habe ich noch meine Uhr, zweitens hast Du Deine goldene Medaille.“

„Was? Meine Ehrenmedaille? Meine Hochschulauszeichnung? Lieber sterben, als die ins Pfandhaus tragen!“

Richard lächelte. Er sagt kein Wort, aber gerade mit seinem Lächeln wußte er Fernando zu weilen wild zu machen.

„Mach nicht solch ein nichtswürdiges Gesicht!“ fuhr dieser erregt fort. „Ich weiß schon, was Du denkst! „Stolzer Spanier!“ denkst Du wieder! Und dahinein — Nun ja, ich bin stolz — hast Du etwas dagegen? legst Du einen ganzen Bergen von erhabener Betrachtung.“

„Brrrr!“ machte Richard. „Ruhig Blut, mein Kleiner! Sei so stolz wie Du willst, aber dann jammere auch nicht, wenn Du ein paar Tage keine Beefsteaks essen kannst. — Uebrigens — außer der Medaille hast Du doch noch das Armband von Frau Kiemler!“

„Willst Du das nicht mal zu unserem Freunde an der Ecke tragen?“

Fernandos dunkle Augen schossen Blitze. Diesem Berliner Herrn war doch auch rein gar nichts heilig! Jetzt sollte er gar das Andenken an die reine Seelenfreundschaft mit der herrlichen Frau durch schändliche Geldspeculation entwürdigen! — Freilich — hungern wollte er auch nicht. . .

Der schön Fernando war bei all seiner genialen und poetischen Veranlagung für Musik ein Mann, welchem Essen und Trinken nicht lezter Schall war. — Er liebte es, sich bei einem Glase Ungarwein für seine Doppelgriffe und Ottavengänge zu begeistern. Und wenn er eine feine Pastete oder eine in Rothwein gedämpfte Trüffel genossen hatte, so spielte er viel feuriger und hinreißender als sonst.

Nun, er war ja jetzt in der angenehmen Lage, auf halbe Einnahmen rechnen zu können. Denn daß sein Konzert ein großer Erfolg sein werde, daß man ihm zuzubeln, ihn um neue Konzerte bestimmen werde, daß wußte er. Er kannte seine Amerikaner. —

Mehrere Tage waren hingegangen. Richard Grunau hatte etwas weniger von seinem Freunde gesehen und gehört als sonst, da er selbst die letzten freien Tage benutzte, um sich Stadt und Umgegend anzusehen und Bekanntschaft mit seinen zukünftigen Kollegen anzuknüpfen.

Am Vorabend des Antrittstages ging er eilig über eine große Brücke, die einen so weiten Ausblick über das Wasser und die Ferne gewährte. Hier hatte er oftmals mit Fernando gestanden und Betrachtungen über Welt und Leben angestellt, wie man sie mit zwanzig Jahren so gern macht.

Da sah er am Mittelpfeiler Fernando selbst stehen, das dunkle Gesicht mit einem Ausdruck von Bitterkeit gegen das Gelandere geneigt, daß Richard fast erschrak.

Er blieb stehen und legte dem Freunde die Hand auf die Schulter. „Holla, alter Junge, Du hier? Was machst Du denn für ein verzweifletes Gesicht?“

„Geh, die Welt ist ein elendes Jammerthal!“ sagte mit Grabestimme Fernando.

„Das ist eine höchst originelle Bemerkung! Was ist denn passiert? Und was machst Du denn da mit dem Armband?“

Fernando hielt das schwere Kettenarmband in seiner Rechten und starrte mit zusammengepreßten Lippen darauf nieder. Plötzlich schloß er es mit einer dramatischen Bewegung über das Gelandere hinunter.

„Nante!“ schrie Richard auf. „Bist Du denn ganz toll geworden? Warum, wenn Du es nicht mehr tragen wolltest, hast Du es denn nicht verkauft?“

Fernando sah den Freund unter halbgeschlossenen Lidern von der Seite an. Niemals hatte er stolzer ausgesehen, als in diesem Augenblick.

„Schweige mir von dem Armband!“ sagte er. „Schweige mir von der Frau, die es mir gab!“

„Herr des Himmels! Was ist denn Dir passiert? Warum hast Du das Andenken fortgeworfen?“

„Weil ich nicht mehr an die Frau, die es mir gab, erinnert sein wollte. Verlaufen — konnte ich es nicht!“

„Warum denn nicht? Hast Du es doch nicht versucht!“

„Doch, ich habe es versucht. Ich habe es heute früh zu unserem

Freunde an der Eck getragen — frage mich nicht, was der Entschluß mir getroffen hat — aber er wollte es nicht nehmen.“

„Nanu?“

„Er wollte es nicht nehmen, sage ich Dir. Und das war kein Wunder. Denn das goldene Armband war aus — Tombak.“

Unheimliche Geschichten.

Schweden ist das Land der Geistergeschichten. Es befindet sich dort kaum ein älteres Uebelthier, dessen Uebelthat nicht den bekannten unaussprechlichen Blutsüden aufwies. Die aus Helgenthum und verächtlicher Uebersinnlichkeit zusammengesetzte Berggenossenschaft jenes hochbegabten Volkes hat dafür ausgiebig gesorgt. Das große Schweden der tiefen Wälder aber, die lastende Melancholie des larm bevölkerten Landes vollenden die Neigung zum Ueber Sinnlichen, und das jäh wechselnde Klima der sonnenlosen Tage und taupellen Nächte trägt bei der Bevölkerung die nervöse Empfänglichkeit für bergeliche Hinzug.

In Theodor Fontanes schöner Ballade steht der schwedische Bauer Claes Person, der auf seinem Ader pflügt, am Tage von Lügen den Schimmel Gustav Adolfs verlorlos durch die Lüfte jagten. Ueberliche Gesichte sind auf schwedischem Boden mehr zu beobachten gewesen. Mit den nachrücklichen Zeugnissen wurde im Spätkommer 1900 belegt, daß ein smaalandischer Bauer am 29. Juli jenes Jahres in der Luft einen vornehmen Herrn hatte mit einem Messer erschossen. An diesem Tage fiel zu Monza der zweite König des geeinigten Italiens dem anarchochristlichen Morbstich zum Opfer. Jener Bauer besaß überhaupt das zweite Gesicht, und schon früher waren zahlreiche seiner Voraussagungen eingetroffen, nicht alle, denn diese wenig nebenswerthe Fähigkeit ist treulos wie jede von dem Bösen stammende Gabe. Dort wirken zweifellos unkontrollbare Faktoren mit, aber der Boden ist trügerisch wie so vieles in jenem hohen Norden. Wiegender Grumb hat ein skandinavischer Dramatiker eins seiner Schauspiele gestiftet. Davon hat auch das lehrerflößene Jahrhundert einen seltsamen Beleg geliefert.

Man kennt Prosper Merimees wundervoll erzählte Geschichte, wie der 1671 verorbene Schwedentönig Karl XI. einmal am Mitternacht von seinem Zimmer im Stockholmer Schloß ein gegenübergelegenes Gemach hell erleuchtet sieht. Er geht dahin und sieht in dem Türraum eine königlich gekleidete Leiche sitzen, einen blauen Straben zur Rechten, einen finster aussehenden vierzigjährigen Mann zur Linken Hand. Dann wird ein gekleideter Mann vorgeführt, bei dessen Erscheinen die Wunden der Leiche zu bluten beginnen; der Gesangene wird geschleift und dann enthauptet; mit dem Schlag Eins versündigt die Erscheinung und alles sinkt in Dunkel. Der König glaubt an einen Traum, aber am nächsten Morgen zeigen seine Schuhe Blutsflecken. Natürlich soll darin die Ermordung König Gustavs III. durch Jakob Ankarström in der Nacht zum 16. März 1792 auf dem Mastenball der Stockholmer vorgespult haben; der Anstich ist König Gustav IV., der erwachsene Prinz seth Oskam und Erbintroner Karl XIII. Ueber diese „Wissen Karls XI.“ hat man sogar ein Protokoll mit dem Namen des Königs und denen der ihn in jeder Nacht umgebenden Kammerdiener festgestellt. Die angegebenen Namen sind sämtlich echt, an dem bezeichnenden Tare aber waren ihre Träger schon alle gestorben außer König Karl XI. selber. Das „Protokoll“ wird für eine Fälschung angesehen, ansehnend zu dem Arde, die Volkseinnahme mit dem politischen Untergang des Hauses Wafa auszuführen, also im Interesse des Marckalls Bernadotte verfaßt, den nach Vertreibung Gustavs IV. die schwedischen Stände 1810 zum Thronfolger erwählt hatten. Er ist später als Karl XVI. Johann 26 Jahre lang König von Schweden und Norwegen gewesen. Aber in dem bis 1814 schwedischen Strafland haben wahrheitsliebende Männer verifiziert, schon in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts jenes Protokoll in handschriftlicher Circulation gelangt zu haben. Was ist da glaubhaft? Selbsttäuschung durch die den Thatfachen nachdrückliche Volkshantase, eine schon damals auf die Befestigung der selbstherrlichen alten Dynastie hinwirkende Rumpelstilzliteratur oder etwas Unausgesprochenes, ein weltlicher Vorwurf? Er wäre nicht der erste in der Geschichte. An dem fernenthaltenen Athollas hat den Schloß von Maratras auf den Jonischen Inseln gesehen.

Was soll man von diesen Berichten glauben oder nicht glauben? Von Alters her existirt im germanischen Volksglauben das „Wissen“, das Ueber Sinnliche, zwischen Himmel und Erde.“ Im übrigen, was wissen wir, als daß wir nicht wissen, und daß es viele Dinae zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.

Bestehende Bitte.

Frau: „Herr Wirth, ich hätte eine Bitte an Sie zu richten.“

Wirth: „Was wünschen Sie?“

Frau: „Wissen Sie, mein Mann ist so sehr vergesslich und da weiß er halt nie, wann er genug getrunken hat. Sind Sie so gut, wenn Sie sehen, daß er genug hat, schmeißen's ihn raus!“